

Ob Mutter Delta irgend etwas unternommen hatte?

Es war kein Mensch weiter auf dem ganzen Kniephof. Die das Regiment führte, hatte sie alle ins Haus geschickt. Es war so heimlich in Jhos Kammer. Das Mädchen sah auf seinem Schoße. Und Jho war glücklich und stolz. Er mußte nicht, ob er mehr glücklich oder mehr stolz war. Auch dieser eine Baum gehörte zum Walde. Auch seine Blüten dufteten ihm, und die Früchte, die schon gereift hingen, wollten gern gepflückt werden.

Warum schlug der Hofhund an? Aber die beiden hatten auf den Schlag ihrer Herzen zu hören, ob sie im gleichen Takte gingen. Was knachte die Treppe? Aber den beiden jagte das Blut durch die Adern. Oder hatte das Mädchen dennoch alles vernommen und lächelte in all dem Glück verheißend und doch verhalten?

Da wurde die Tür aufgerissen. Sero Johanna, Reas Bruder, hielt eine Fetzpappe in seiner Hand. Dirk Janzen und Jemmo Dieren waren als seine Freunde bekannt, die alle seine Streiche mitmachten.

„Das ist mit einer vom Fockenhof nicht so wie mit allen Mädchen“, sagte Sero drohend. Die anderen wurden deutlicher und fragten den Jho, ob er die Braut oder die Prügel einheimen wollte, mit den Prügel zugleich das Gesicht des Kniephofs.

Rea meinte ein wenig. Sie suchte da, wo sie liebte, Schutz und drängte sich dicht in des Jungen Arme. Deshalb mußte der, was er zu wählen hatte, und so nach glücklich über seine Wahl. Um so glücklicher, weil er nun nicht mehr stolz war.

„Ich mußte es gleich, daß ich meinen Willen durchsetzte“, sagte Frau Delta, als es auf der Hochzeit sehr frühlich zugeht. Aber dann zog sie aufs Altenteil, denn sie war nicht nur eine starke, sondern auch eine kluge Frau.

Die drei Ohrfeigen

Eine Dorfgeschichte von Heinrich Peters.

Das große Schulzimmer des Dorfes war an diesem Septembermorgen von hellem Licht erfüllt. Wenn die Jungen aus den Fenstern guckten, so konnte ihr Blick ungehindert über das weite grüne Land schweifen, bis hin zu den blauen Hügeln der fernen Geest. Das war viel kurzweiliger als das dumme Rechnen. Auch der alte Lehrer schien heute nicht so ganz bei der Sache zu sein. Aus beidem entstand der Zusammenstoß in Gestalt einer Ohrfeige.

Gusken Rettelhooft, der Sohn einer armen Häuslingswitwe, war der Unglückliche. Der zwölfjährige Junge hatte gerade von Indriann und Schapieren und Tomahawks geträumt, als ihm eine läche Frage überfiel. Die Antwort blieb aus. Der Lohn folgte auf dem Fuße. Die Ohrfeige wurde schweigend gegeben und hingenommen; das ist bei dieser Erziehung stets ein bedenklisches Zeichen.

Die Uhr schlug elf, die Schule war aus. Stur und eilig strebte Gusken nach Haus. Als ihm ein Freund in aller Harmlosigkeit an seinem blonden Schoppe zog, bekam er einen Puff, der weit über das ortsübliche Maß hinaus ging. Nur ein paar karge Bissen aß der Junge, dann lief er über den schmalen Steg hinüber zum benachbarten großen Hofe, wo er die Würde eines hellvertretenen Pferdegenossen bekleidete um schon früh ein paar Groschen mit zu verdienen. In seinem Kopfe wälzte er gewaltige Gedanken.

Als er abends beim Füttern half, gab er heimlich dem dicken Braunen ein Extrabündel Heu und pufte ihn vertraulich in die Seite. „Wenn schon, denn schon!“ sagte er voll Energie und spuckte gewaltig wie ein Grobknecht aus. Das hatte er lieber nicht tun sollen, denn der Bauer hatte beides gesehen. So erlebte die Ohrfeige eine zweite verbesserte Auflage. Gusken lachte das nicht weiter an. Er sah aber tollte, murmelte er halb laut dem Braunen zu: „Also morgen! Denn man zu!“ Eine ganze Welt lag darin. Dann verschwand er vom Hofe und legte sich daheim in seine Ruhe. Frühen sah der Bauer in seiner Stube und starrte in die Petroleumlampe, bis ihm ganz schummerig vor den Augen wurde. Schließlich setzte er sich in den großen Lehnstuhl mit den großen Ohrenklappen. Das war das sicherste Zeichen, daß er Sorgen hatte. Er dachte daran, wie das hier auf dem Hofe doch seit dem Tode seiner Frau nicht mehr recht klappte und daß da wieder eine Frau hergehöre. Er mußte auch eine, dahinten im Flecken. Sie hieß Amanda und er Amandaus, das paßte ja gut. Endlich fand er auf, und merkwürdigerweise murmelte er genau dieselben Worte wie der kleine Ritzperdejunge: „Also morgen! Denn man zu!“

Am frühen Nachmittag des nächsten Tages lagte er zum Grobknecht: „Spann' den Fuchs ein! Ich fahre nach Cattenbruch. Gusken soll heute abend hier bleiben und auf mich warten.“ Bald darauf rollte der schmuckte gelbe Wagen davon. Aber das mit Cattenbruch war nur eine Kriegelst, beim nächsten Feldweg bog Amandaus in die Richtung zum Flecken ein.

An diesem Abend erlebte der nichtsahnende Braune sein blaues Wunder. So gegen Zehn, als sich in der Scheune kein Laut mehr hören ließ, legte Gusken dem Pferde verstohlen die Trense an. Und dann umwickelte er ihm die Fuß mit Stroh, was dem Alten in seinem ganzen Leben noch nicht passiert war. Er mußte in die kühle Nacht hinaus. Draußen kletterte Gusken gewandt auf den breiten Rücken. „Hi! Ollert!“ sagte er, und auf Schleichwegen ging es auf die Landstraße.

Zwischen dem Dorfe und dem Flecken gab es eine lange, einsame, schnurgerade Straße, der Bogenacker genannt. Um die späte Stunde war sie dunkel und menschenleer, doch nicht leicht kam ein frohlicher Wagen mit zwei hellen Laternen angerollt. Der Bauer sah darin. Er hatte sich mit dem erfreulichsten Erfolge betätigt. Nun war er rechtlich müde, die Fügel hingen schlaff in seiner Hand.

Aber da gab es eine läche Unterbrechung. Was dem münteren Fuchs nun auch in die Krone gefahren sein mochte — plötzlich schaute er, daß der nickende Bauer vornüber schoß, nahm den Zaum zwischen die Zähne, riß die Fügel gewaltsam los und galoppierte wie ein Bessener davon. Entsetzt wurde der leichte Wagen hin und her geschüttelt, jeden Augenblick konnte er umschlagen. Krampfhaft hielt sich Amandaus fest, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und außerdem schämte er sich gewaltig. Vergeblich versuchte er den Fuchs zu beruhigen; der raste nur um so toller. Die hohen Pappeln jagten vorbei; gespenstisch warfen die Laternen zuckende Lichter über den Weg.

Da tönte plötzlich von fern ein frohes Wiehern durch die Nacht, und noch einmal, schon bedeutend näher, und nun zum dritten Male und diesmal ganz nahe. Der Fuchs spitzte die Ohren; und da ihm der Klang des Wieherns so vertraut erschien, verlag er seine Mucken und verfiel in einen gemühtlichen Trab. Im Nu war der Bauer aus dem Wagen gesprungen und hatte den Fuchs wieder gefaßt.

Aus dem Dunkel tauchte ein mächtiges Pferd mit einem kleinen Reiter auf. Sehr herzlich begrüßten sich die beiden vierbeinigen Genossen, bei den zweibeinigen war dies nicht gerade der Fall. „Komm mal her, mein Sohn!“ sagte Amandaus.

Gusken glitt verdutzt von seinem Sitz herunter. „Sieh mal an! Ist das auch woll' ne Art, hier zu nachtschlafender Zeit auf fremder Leute Pferde durch die Gegend zu kutschieren?“ sagte der Bauer. „Da soll doch gleich ein Donnerwetter drin schlagen!“ Im nächsten Augenblick hatte Gusken seine dritte Ohrfeige weg.

Aber diese Maulschelle war doch etwas ganz anderes als ihre beiden Schwestern, ja — so weit bei einer solchen Kraftentfaltung überlegte Gusken, daß er sich nicht mehr an die Ohrfeigen dachte, sondern nur an die beiden wieder zu Hause ankamen, schimpfte der Bauer kein bißchen.

„Wo wolltest Du denn drauf los?“ fragte er. „Nach Amerika!“ „Und willst Du das nun bleiben lassen?“ „Ja!“ „Und willst Du das ganz gewißlich nicht wieder versuchen?“ „Ne!“ erwiderte Gusken.

Da drückte ihm der Bauer einen richtigen Taler in die Hand und streichelte ihm freundlich den Kopf: „So, nun stell das Pferd ein und denn mach los! Gute Nacht, mein Junge!“ So hatten sich die drei Ohrfeigen schließlich doch gelohnt.

Die Erfüllung

Schizze von Franz Adam Beyerlein.

Auf der großen Freitreppe der Klinik blieb er stehen. Der frische Frühlingswind blies ihm den Jodoformduft, der drinnen die Gänge erfüllt hatte, von der Stirn. Er überlegte: was für ein Bescheid war ihm juteil geworden? „Ihr Herz ist sehr krank“, hatte ihm der berühmte Arzt und Kollege gesagt. „Bei einem ähnlichen kleinen Schwindelanfall, wie Sie ihn jünger erlebt haben, kann es Sie plötzlich einmal ganz und gar in Stich lassen. Aber vorsichtig behandelt, verrichtet es noch lange seinen Dienst. Am besten bereiten Sie sich allmählich auf den Ruhestand vor. Leben Sie

mann hübsch gleichmäßig, etwa vier im Flachland oder auch am Gang des Harzes oder der Thüringer Wälder, so mögen Sie steinalt werden. Die Höhen aber sind Gift für Sie; je höher, desto gefährlicher!“

Er ickte vor sich hin. Dann hob er langsam das Haupt zur Sonne empor. Von diesem Augenblick an spürte er eine unbewingliche Höhensehnsucht. Zweiundfünfzig Jahre hindurch hatte er sein Leben emporgebaut. Was so lange einem Gipfel angestrebt hatte, schien ihm nicht geschaffen, am Ende in einer Ebene zu verlaufen, am wenigsten in einer abwärts geneigten Ebene. Mochte es wieder in steilem Sturze abbrechen! Er war Herr seines Schicksals, er allein. Er war — wer fragte danach, ob freiwillig oder aus bitterem Zwange? — einmal geblieben. Seinen Studenten oder würde nach der Regel des Kommens und Gehens ein neuer Lehrer und Führer entstehen.

Dicht zu Füßen der Dehtaler Alpen liegt das kleine Dorf. Unnützlich seiner grünen Matten wird es bereits vom Atem der Gletscher angehaucht. Böses Wetter begräbt es auch im Hochsommer unter Schnee, aber wenn die Sonne triumphiert, wölbt sich der Himmel so heiß und blau wie über Sgrakus und Aetna.

Dorthin begab er sich mit dem Beginn der akademischen Ferien. Der Fleck Erde hatte es ihm von je angefallen. Kein eigentlicher Bergsteiger, geschweide denn ein Kletterer, war er gern zu den geringen Gipfeln und in den Päßchen, die ein rüstiger Wanderer auch ohne Führer erobern kann, emporgekommen. Diese Gewohnheit nahm er wieder auf. Aber während ihm zuvor ein Weggenosse stets willkommen gewesen war, ging er jetzt mit Bedacht allein. Der schöne rasche Tod irgendwo dort oben in der seligen Einsamkeit eines bestimmten Ortes sollte niemand erschrecken.

Anfangs lautete er dabei auf die Stimme seines Herzens. Es geschah nicht allmählich, sondern hüßlich und beobachtend. Sie dünkte ihm erstaunlich klar und kräftig. Aber er mißtraute ihr. Allgemach jedoch fiel der Zweifel von ihm ab, und schließlich fühlte er sich mit jedem neuen Tage jünger und gesünder. Um soviel tausendmal besser! So hatte sich die medizinische Bescheidenheit dabei wohl geirrt.

Der „Maler“, das einzige Wirtshaus des Dorfes, hatte nur wenige Gäste. Leichte und angenehme Beziehungen ergaben sich daraus. Ein paar ranke und schlauke Mädels boten bunte Augenweide und aufblühende Unterhaltung. Vor allem aber war Frau Wanda da. „Die Witwe des großen Anglisten, der vor drei Jahren an der Grippe starb“, wurde sie den Wirtshausknechten vorgestellt, wenn sie, ein Bild kraftvoller Frauenlichkeit, mit ihrem beschwingten, bebenden Schritt in den Saal trat und nach allen Seiten mit freier Herzlichkeit grüßend, sich niederließ.

Er war ihr zu Lebzeiten des Gatten begegnet und näherte sich ihr wieder, wie es die Höflichkeit der Welt nicht anders besahe. Aber es währte nicht lange, so suchte er ihre Gesellschaft. Auch die Gefährtin seiner Wanderungen wurde sie zulezt. Bei den Gängen in der köstlichen Reinheit der Frühe, bei Rasten in der mittäglichen stillen Glut und bei der Heimkehr in der milden Sanftmut des Abends, erstarkte gegenwärtiges Wohlgefallen zu einer Liebe, die den fünfzig und vierzig Jahren zum Trotz so heiß und rot wie nur eine war. Klatschte aber der Regen wider die Scheiben, so riet die behagliche Bernunft der Enge eindringlich zu einer späten und nun desto wärmeren Abendgesellschaft. Eine Zeitlang zögerte er das Bekenntnis hinaus. Wiederum horchte er in seine Brust hinein auf den Schlag seines Herzens, diesmal gespannt und voll banger Erwartung — aber immer heller und klarer klang es ihm zurück. Da schalt er den Arzt einen Schwärzler; und oben auf einer Paghöhe, wo das trankene Auge die ganze Welt ringsum und nachher noch die Gebiete der zwei königlich beherrschte, tauchte er das Gelächris des Angehörigen vollens mit der Geliebten.

Wanda kehrte vor ihm in die Heimat zurück. Vor Weihnachten noch sollte die Brauterschaft kundgemacht, vor Ostern noch die Ehe geschlossen werden. Er verweilte im Gebirge bis zum Ende der Ferien. Schließlich fandte er sein Gepäck voraus und brach mit leichter Bürde in endgültigem Abschied auf. Es war ein Oktobertag, so voll von schwerer Süße wie eine reife Traube aus den Weingärten von Weran. Zu jener Paghöhe, auf der er die Geliebte zum erstenmal geküßt hatte, kam er empor, um in das Nachbatal herniederzusteigen und in ihm abwärts wandernd heimzukehren.

Niemand sah ihn lebend wieder. Nach Monaten fanden Schläfer seinen Körper auf dem gebietenden Scheitel der Scharte, von wo sich der Saumweg nach beiden Seiten talwärts senkte, langhingelegt auf einer Steinplatte. Das Antlitz den weißen Gipfeln zugewandt.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34

Samstag, 31. August

1929

Die Sondermeldung

Schizze von Ernst Jellia.

Ruth Vermoien hat einen prächtigen Tag hinter sich. Unpünktlich wie immer kommt sie vom Tennisplatz und bringt einen wunderbaren Hunger zum Abendbrot mit. Die Sonne, die sie beim Morgenritt, beim Segeln und Baden während des halben Tages und beim Spiel am Abend in sich getrunken, schenkt ihr nun, aus allen Poren rüchstrahlend, das Gefühl, wirklich etwas geleistet zu haben, und eine herrliche, prickelnde Müdigkeit. Ehrlich! — denkt sie und redet sich wohl auf dem Seidenboden ihres Zimmers. — Man darf das Glück nennen: Papas kluger Kopf umspannt die halbe Welt, und es gibt keinen Wunsch, den er mir verweigern möchte. Ich bin niemand verpflichtet, und ich bin jung! Jungsein ist unbegreiflich groß. Was es eigentlich ist, kann man restlos nur bei Musik fühlen, bei vornehm verdrückt, moderner Tanzmusik. Selten entspricht das Radio unmittelbaren Wünschen. An diesem glücklichen Tage zeigt es Manier und Verstand. Ein kleiner Druck der gepflegten Hand, und schon klingen vornehm verhaltene Jazzklänge den Raum.

Eine unheimliche Unterbrechung: die Abendmeldungen. Ruth ärgert sich ein wenig. Was geht es sie an, was in der Welt geschieht! Das ist Sache von weniger glücklichen Menschen oder von solchen, die sie in ihrem Gange zu bestimmen wissen, die etwa ihr Papa es tut. Sie hat die Pflicht, jung zu sein und alles Schöne des Lebens nach Wohl und Laune entgegen zu nehmen. Aber einen anderen Sender zu suchen, ist Ruth in diesem Augenblick, ehrlich gestanden, zu faul. Die Stimme des Anführers tropft irgendwo sehr ferne vorbei. Es könnten Leute einer fremden Sprache sein.

Es geschieht aber, daß Ruth democh aufspringt und, eine fast unfürliche Erregung in den schönen Zügen, die einzelnen Worte gleichsam aus dem Lautsprecher jagt! So hatte es begonnen: „Achtung! Eine Sondermeldung! Die Bergwacht teilt mit...“ Dann kommen die furchtbaren Augenblicke in denen all das, was das Bewußtsein beharrlich als ungläubig hoff abweisen möchte, langsam eindringliche, unabänderliche Wirklichkeit wird. Die Meldung wiederholt sich, fälschlich deutlich und unheimlich. Ein Irrtum ist nicht möglich. Da gräbt das so überaus daseinsichere, schöne Mädchen den Kopf in die Kissen und fürchtet sich vor den Zusammenhängen, die sie immer wieder von neuem durchdenken muß:

Da ist ein junger, begabter Mensch, dessen Namen jetzt Tausende nachsprechen, dieser Mensch, der bis jetzt zu diesem Augenblick unaussprechlich war mit seiner überlegenen Nachsicht. Er gehört zu dem großen Kreis ihrer unvermeidlichen Verehrer. Papa hält merkwürdigerweise viel von ihm. Es ist ein abgeklärter Mensch, Arzt, auf einem sehr entlegenen Sondergebiet tätig, in Arbeiten auf lange Sicht verwickelt, die nur geringen, greifbaren Erfolg einbringen. Er versteht nicht zu unterhalten; er ist gewiß nicht häßlich, aber unbeholden wie ein Bär. Wenn Geist von derart fälschlicher Länge umgeben wird, dann kann ein Mädchen von Ruths Ansprüchen und gesellschaftlichen Formen gern mit Dank darauf verzichten. Das unaussprechliche sind seine stets beherrschten, zu jeglicher Güte bereiten Augen. Andere fragen weniger und verlangen eindeutiger, aber sie wissen gewandte Worte dafür. Die schlägt man mit spielerischem Spott. Berthold Semper dagegen ist lächerlich in seiner Unentwegtheit, zurückhaltenden Verehrung. Lächerlichkeit kann nicht vergehen werden.

Dann war da vor drei Tagen das Geseft, begünstigt von schönem Sommerwetter. Berthold der Bär ist natürlich auch zugegen. Man muß unhöflich sein, ihm zeigen, daß man ihn für überflüssig hält. Aber er scheint nicht zu verstehen und wartet, bis der vorverweigte Tanz

vorüber ist; dabei lächelt er selbst. Es wird ein unglückseliger Tag. Berthold nelt es. Ruth allein angutreffen, und er zwingt sie mit seiner ganzen empörenden Nachsicht, ihn anzuhören. Er redet sehr ernst, eigentlich manneswürdig, fälschlich, aber echt. Kurz, man kann es als eine regelrechte Werbung ansehen. — Über zwei prächtigen Tagen, die dem heutigen an Bewegung und Sonne nicht nachstehen, verzieht man diese peinliche Lächerlichkeit völlig, auch die Worte, mit denen er ihre köstliche Beweigung hingenommen: „Ich werde mir jetzt Urlaub nehmen und in die Berge gehen, über 3000 Meter hinaus. Ich bitte Sie mitzukommen. Ich möchte Sie fern von all dieser zweideutigen Welt wissen, wenn Sie sich endgültig entscheiden.“

So lächerlich spricht dieser Mensch. Solchen Unfönn verzieht man tunlichst. Wer jetzt sind diese Worte auf einmal wieder da, laut, entsetzlich laut. Ruth reißt den Hörer vom Telefon. Papa hat eine wichtige Sitzung, darf nicht gestört werden. Ruth sei am Telefon; Papa müsse unbedingt. —

Da ist endlich seine Stimme. Er verspricht gern, an zuständiger Stelle zu versuchen, alle Meldungen über Berthold Semper privat an Ruth weiter zu geben. Ruth ist eine ganze Nacht hilflos allein und kann nicht schlafen. Manchmal schreit sie zusammen, aber immer ist es eine Täuschung, niemand hat angerufen.

Die durch Rumhören verbreitete Meldung der Bergwacht, daß der bekannte Arzt und Bergsteiger Berthold Semper seit zwei Tagen vermisst sei (an dem und jenem Punkt ist er zum letzten Male gesehen worden; man bittet alle Bergsteiger um zweideutige Nachrichten!) wird am Nachmittag des nächsten Tages zurückgenommen und dahin berichtet, daß der Gedachte von einer gefährlichen Einzeltour wohlbehalten zurückgekehrt sei. Ruth geht tagelang mit einem bösen Gesicht umher. Ein großer Kreis forcher, eleganter Sportsleute bemüht sich um sie. Beleidigend deutlich weiß Ruth sie zurück. Sie hat ihre Rauten. Immerhin, ihr Reichtum und ihre Schönheit sprechen sich auf jeden Fall frei.

Einige Wende später: Als ob nichts gewesen wäre, sitzt Berthold bei Papa auf der Terrasse der Villa. Der Mann, der seine Hand an der letzten, feinsten Grenze der Welt, und der, welcher sie in ihrer realen Mitte hält, verstehen sich prächtig. Ruth ist nicht zu bewegen, herunter zu kommen. Nach einer sehr langen Unterbrechung schickt Papa unbegreiflicherweise Berthold einfach hin auf ihr Zimmer. Ruth meint vor Zorn; zunächst, daß sie sich durch diese völlig überflüssig, und ihr selber unbegreifliche Angst gedemütigt hat, eine Nacht und einen halben Tag hindurch, und jetzt bringt die unerhörte Frechheit dieses Menschen sie völlig zum Rasen. Berthold geht trotzdem aber nicht, läßt alles schweigend über sich ergehen und lächelt, freilich ohne es ihr zu zeigen. Sie sagt, daß sie ihn hasse wie nichts auf der Welt. Darüber hinaus weiß sie nichts mehr zu sagen.

Nach einer Weile beginnt Berthold sehr ruhig und verständig sich nebenfälschliche Dinge zu erzählen: von den Bergen, von der großen, fälschlichen Einsamkeit der ertönten Schneegipfel; und dann geschieht es auf einmal, daß er behutsam das schöne Wundhaars des unbändigen Mädchens streichelt, ohne daß Ruth sich gegen diese Beweigung wehrt.

Das Hindernis

Schizze von Leo am Brühl.

Mitten in der Nacht erwachte Arnold, und sofort setzte sich die Wachstierie des Denkens in Bewegung. — „Uhr!“

Uhr? — Natürlich. Maria hatte ihre Uhr verloren, die kleine, feine, zierliche und kostbare Armbanduhr.

Maria! Ob sie schlief? — Ob sie mochte und auch an die verlorene Uhr dachte? Sicherlich nicht. Maria würde ruhig und traumlos schlafen; sie war jung und sorglos und nie bekümmert, vielleicht ein wenig — leicht, zu leicht. Komme man in einen Menschen hinein schauen? In eine Frau?

Ja, bedürfte man Maria, gut hüten, denn — son kindhaft sie war — sie kannte ihre Macht, die aus der Schönheit ihrer Jugend in die Welt der Männer ruchs.

Vergelich war es schon, wenn die Männer sich umwandten nach dem frischen und doch seinen Rindergeist Marias, das aus dem Rahmen des frühlendenden, mattblonden Saates herausleuchtete. — Ob Maria schlief? Arnold horchte in die Stille hinein, hinüber nach ihr. Eine gedachte und gespannte Minute lang. — Sordite.

War denn sein eigener Pulsschlag so laut, daß er den letzten Atemgang der Schlafenden überhörte? —

Die Sand suchte, mechanisch und doch mit einer Vorsicht, die schon Beklemmung war. Arnold tastete zur Seite und — erschrocken. Mühsam nur gelang es ihm, den Arm hoch zu drücken, den Drehknopf der Tischlampe zu fassen.

Mattes Licht schmol in den Raum. Arnold sah, daß Marias Bett verlassen war. Das fremde Zimmer, kühl und nur zweckhaft ausgestattet, schien aus der halben Helle heraus zu böhnen, leer die Sessel und Stühle, die Spiegel ohne Bild.

Wo war Maria? — Mitternacht mochte gerade vorüber sein. — Wo war Maria? Sie hatte sich fortgeschlichen, lautlos.

Arnold sprang auf den Teppich. Sein Kopf lag in einer eisernen Fessel, in einer Folter, die ein Teufel zuchtraubte. Er spürte seinen Rücken feucht, wie er sich nur notdürftig anklebete und ein paar Schritte in das fremde Zimmer tat.

Erinnerungen wirbelten in ihm auf, hundert kleine und kleinliche Beobachtungen der Wochen und Monate, jede einzelne ein wichtiges Nichts, in dieser Minute aber, zusammengeballt, eine endlose, festvergliebete Kette, die sich verdingung und zum unentwirrbaren, dunklen Knäuel ward.

Zweifel! — Und eine Flamme dann: Eifersucht! Hatte nicht der junge Mensch am Nebentisch, heute abend noch, Maria angestarrt wie ein Wunder?

Wenn nun Maria zu ihm, zu diesem Jungen...? Unmöglich das! Und doch. Nein. Und doch, doch!

Arnold stieß die Tür auf und stand in dem Flur, der zur Nacht nur von einer rötlichen Ampel dürrig in Dämmerlicht gehalten wurde. Er rüß sich zusammen, straffte sich, reckte den Kopf und blickte sich um. Die Augen schmerzten, als rieben sie sich in einem sandigen Lager.

Der breite Gang, mit einem dicken Kokoskäufer bedeckt, endete hier. Arnolds Zimmer war das letzte. Nur seiner Tür gegenüber befand sich noch ein Eingang, in dem sich am vergangenen Nachmittag — genau erinnerte sich Arnold — ein älterer, schon weißhaariger Sotelgast gezeigt hatte.

Nach vorn aber, in der Richtung der anderen Zimmer und weiter in der Richtung nach dem parkähnlichen Hotelgarten, war der Flur von einer Zwischentür zerschnitten, welche die rückwärts gelegenen Räume — heute Arnolds Zimmer also und die des gegenüber wohnenden Greises — zu einer Gesamtwohnung für eine Familie abschloß.

Durch diese Zwischentür mußte Maria gegangen sein, wohin ihr Tun sie auch trieb. Hinter dieser Tür aber lagen tausend Möglichkeiten, tausend Vermutungen, die unaussprechbar schienen und die Arnold trotzdem überdachte. Arnold griff das Messing der Klinke, drehte die Gault, drückte. Widerstand!

Ein zweiter Versuch, ein dritter. Umsonst. Arnolds Hand sank kraftlos herab. Die Tür war verschlossen. Das also! Maria! Diesen Plan schmiedete Maria. Sie fortzuehen, leise, leise. Schließen, millimeterweise einen Schlüssel im Schloss drehen, ihn rechtzeitig anhalten, damit nicht hart die Feder zurückschneilt die Zimmertür öffnen, auch um Rück, u. sie behutlich wieder schließen, dann weiter huschen über den dicken Läufer, hinaus durch die Türschwelle. — Das also ist Maria!

Was hatte sie gedacht? Der Dumme, der Schläfer, mag er selbst erwachen, mag er mich vermissen, mag er toben und sich zerfleischen in Schmerz und Wut. Bis hierher kommt er, weiter nicht. Denn ich schließe ihn ein, sperre ihn in ein Gefängnis, während ich meiner Vergnügung folge. Er wird mich nicht suchen können und nicht finden. Kein Beweis gelangt in seine Hand, daß ich Ungetreue bin. — So hatte Maria wohl gedacht, die Gatte mit dem Kindergeheimnis.

War denn diese verschlossene Tür nicht Beweis genug? Sperrte man gerade und helle Wege?

Noch einmal griff Arnold das Hindernis an, stemmte sich dagegen, das Holz zu zerbrechen, den Verschluss zu zertrümmern, die Schammiere zu sprengen. Mit beiden Händen faßte er zu, preßte die Schulter gegen den Wall, der ihn von seiner Schande trennte, stieß und rüttelte, posterte und rang sich tiefer noch hinein in Wut und Eiferfucht.

Was kümmerten ihn die Menschen, die ringsum schliefen? Es gab Grenzen der Rücksicht, Mächte der Räte die Gäste wecken, mochte er den Flur aufwachen in erregtester Entrüstung, die Tür mußte nachgeben, um...

Um... um nichts. Denn war dies Hindernis beseitigt, dann taten sich Fragen auf, die unlösbar waren.

In Arnold stürmte es, schwer und schütternd ging sein Atem, in Wachen rann ihm Schweiß über den Stirn. Er warf sich gegen die Tür, schmeißte das Gesicht seines Körpers mit der Gewalt seiner Wut dagegen, trat gegen die Türhinge, hämmerte mit runden Fäusten. — Das Hindernis wich nicht.

Torn brodelte in dem Rasenden und stieg zu Belesenheit. Hier, fünf Schritte ging er zurück, um noch einmal gegen die Eisenbreiter anzurennen, einem Amokläufer vergleichbar.

Da, als er ankam zu diesem irdnimmigen Sprung, der ihm das Leben gefährdet hätte, — da öffnete sich unermittelt das Zimmer, in dem jener alte Herr wohnte. Ruhig, kaum mit einem Anflug von Unwillen, fragte eine brüchige Stimme: „Was bedeutet der Varm?“ Und sie fuhr nach kurzer Pause fort, beschwichtigend statt ärgerlich: „Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

Arnold, verkrampft in Grimm und ohnmächtige Eiferfucht, begriff nicht das Ungewöhnliche seiner Lage, dicht nun an der Grenze des Bächerlichen gerückt. Er antwortete wie ein Schüler: „Die Zwischenstür ist von außen abgeriegelt.“

„So?“ sagte der alte Herr und schlurte in langsamem Schlafrock, eine lebendige Wilhelm-Duch-Figur, zwischen Arnold und sein Hindernis. Arnold jedoch, als müßte er die Richtigkeit seiner Behauptung am Objekt beweisen, sprang vor, schlug noch einmal die Hände um die Messinghinge und stieß nach vorn, die Zähne tiefhaft gebückt, vor den Augen rotbende Funkenkette.

„Entschuldigen Sie!“ hörte er dicht an seinem Ohr die Stimme des freundlichsten Nachbarn. „Entschuldigen Sie!“ — Sie werden so die Tür nie öffnen können, denn sie geht nach innen auf. Sie müssen ziehen!“

Arnold, das Gefühl eines kalten Wasserstrahls im Gesicht — joo.

Die Tür ging auf! Und hinter der Tür stand Maria, weiß wie ein Lauchentüch. „Du?“ fragte sie entsetzt. „Du bist es, der wie wahnsinnig gegen die Tür anrennst? Ich stehe seit einer halben Minute hier und zittere, weil ich glaubte, der Herr von nebenan sei irrtümlich gekommen.“

Arnold fuhr herum, aber der Nachbar war schon in seinem Zimmer verschwunden. „Wo warst Du?“ heulte heißer der Eiferfuchtige.

„Ich?“ sagte Maria und lächelte nun und durchdringlich. „Ich konnte nicht schlafen wegen der Uhr, die ich gestern verlor. Ich stand leise auf, um sie im Garten zu suchen, unter den Bänken, auf denen ich geseßen habe, unter der Gängematte, in der ich schaukelte. Und, Liebling, ich habe sie gefunden. — Sieh!“

Arnold schaute nicht hin, sondern wandte sich kurz um, — lief plötzlich fort wie ein entpuppter Kriecher und verschwand im Bodenzimmer.

Dongsam folgte Maria. Ihr Bächeln war unergötzlich und blieb um ihre Lippen, bis sie einschielte.

Arnold aber ist unsicherer denn je, weil Eiferfucht unüberwindlich bleibt.

Die Nacht im Spukzimmer

Schizze von Max Grube - Meiningen.

Prächtig haben Sie Ihren Sommerfrühling eingerichtet,“ sagte ich meinem Freunde Werner, als wir bei feurigem Wadbalerner spät zusammen saßen, man schämt sich förmlich, unter diesen alten Bildern und Möbeln in unserer schneidenden modernen Tracht einher zu spazieren. Aber eine fehlt hier doch! — Was?

— Nun in solch altem Tiroler Schloß muß doch auch ein richtiges Spukzimmer sein.

„Sah ich auch!“ erwiderte Werner etwas ernüchtert, als es zu meinen heiteren Worten kam.

„Also stillvoll durch und durch! Welches war denn das?“

„Ich habe Ihnen den oberen Saal nicht gezeigt. Er paßt nicht in den Rahmen, ist schon einmal modernisiert worden: ein dörflischer Stuckarbeiter hat ihn mit plumpen Rokoko-Schmuckstücken verpackt. Dort soll ein eifersüchtiger Schloßherr sein Weib auf grauenhafte Weise ermordet haben.“

„Ja, das machen die alten Ritter gern, das gehörte zur Romantik. Und die Schulbeladen haben Sie nun als Spukstunde engagiert?“

„Sie spotten natürlich, aber als die Gastzimmer noch nicht eingerichtet waren, hat der Major von Federn — Sie kennen ja diesen sehr ruhigen, fast nüchternen Herrn — in dem Alkoven des Saales genächtigt.“

„Der hat die weiße Dame gesehen?“

„Das nicht, aber ein unheimliches Rauschen und Rascheln, als ob eine schwere seidene Schleiße über den Estrich fegte, hat ihn kein Auge schliefen lassen. Er hätte, so erzählte er, sich des Schauderns schließlich nicht erwehren können, irgend etwas Sichtbares würde ihn weniger erregt haben.“

„Der Sache muß doch auf den Grund zu kommen sein. Sie machen mit Lust, Sie zu bitten, mich dort einzukartieren.“

„Wenn's Ihnen durchaus so wünschenswert erscheint!“ Gef., Alkoven, laß den Alkoven herrichten!“

„Noch einen Augenblick!“ rief ich dem Alten zu, der sich kopfschüttelnd und feuchend entfernte, „sagen Sie den Leuten, wenn sich etwa einer den Scherz erlauben sollte, in irgendeiner Vermummung einzudringen — ich rufe dreimal an, dann schreie ich. Es ist mein voller Ernst.“

„Gehen Sie und richten Sie es aus.“

„Sie glauben doch nicht, daß einer von den Knechten...“

„Weshalb nicht? Im tiefsten Innern ist das Sandvolk dem Stadtherrn nicht recht grün und spielt ihm ganz gern einen kleinen Schaber nach.“

Wir blieben noch lange bei einem guten Trunk zusammen. Werner, der wie manche poetischen Gemüter entschieden etwas spirituell veranlagt war, tunkte allerhand unheimliche, mehr oder minder grausige Geschichten auf, wobei ich ihn herzhast verachtete. Es war spät geworden, als mir Alkoven mit seiner Väterne und einem Ditzel hinauf leuchtete. Er öffnete eine schwere Eichentür, drückte mit dem Leuchter in die Hand, und mit einem „Gott befohlen“ entfernte er sich rasch.

Ich sah mich um. Behaglich war der weite Raum keineswegs. Die Wände erschienen fleckig, die Tüchle war an vielen Stellen abgefallen, und ihr blaßes Bla, vom grünen Flächlicht überflutet, erinnerte unwillkürlich an etwas Verwesenes. Einige hohe, schmale, fast ganz erblindete Spiegel wirkten frostig wie aufrecht gestellte Eis-Platten. Die plumpen Schnörkel an der Decke schienen sich im zitternden Mondschein wie weiße Schlangen und Polypenarme zu bewegen.

Ich verriegelte die Tür, untersuchte, ob sich irgendwo Spuren einer geheimen Entdeckung ließen; das war nicht der Fall. Eine Fenster-scheibe war zerbrochen, der Riegel wäre wohl von außen zu öffnen gewesen, aber die hohen Kastanienbäume standen mehrere Meter vom Gemäuer entfernt, die schwanken Zweige, die herunterhingen, hätten keinen Menschen tragen können.

Ich schloß die dunklen Vorhänge des schweren Himmelbetts, denn die Fenster hatten keine, und legte mich zur Ruhe. Ich fand sie lange nicht, der schwere Wein, wohl auch Werners Gelsenbergergeschichten summt mir im Kopf herum. Endlich sank ich in einen halb-schlummer.

Möglich fuhr ich empor.

Wahrhaftig! Da war es, das unerklärliche Geräusch! Es kam näher, es entfernte sich, wurde wieder stärker — jetzt hörte es ganz auf — dann begann es von neuem.

Das erregte mir kein Angstgefühl, aber es peinigte meine Nerven.

Ich blickte durch den Spalt des Bettvorhangs. Der Mond mußte hinter eine Bergkuppe getre-

Der Grund

Schizze von Wilhelm Frenking.

„Na, Müller, wie ist es? Haben Sie sich besonnen?“

Der das sagte, war der Leiter der Kisterfor Arbeiterkolonie, Dekonomierat Gustav Roth-bart, von Geburt ein Pommer. Seine Erscheinung entsprach dem derben Menschenhag seiner Heimat, der Insel Rügen. Stramm ausgerichtet trug er seine gedrungenen Gestalt und energisch war der Ausdruck des von einem mächtigen blonden Bart umwallten Gesichtes.

Obwohl frohgemut wußten die Heimatlosen, die in der Kolonie Aufnahme gefunden hatten, daß unter der strengen Außenfeste ein menschlich-freundliches Herz schlug. Er brachte allen diesen Unglücklichen Mitleid entgegen, suchte jeden einzelnen aufs beste und kräftigste zu fördern.

Das war nicht leicht, denn die Leute, die nach wirtschaftlichem und sittlichem Zusammenbruch und oft erst nach jahrelanger Waise auf der Landstraße hier den letzten Rettungsanker auswarfen, brachten meistens Gemüthsstörungen mit, von denen sie sich nur durch große Geduld und eiserne Festigkeit bekehren ließen. Viele hatten bereits mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht, fast alle waren Sünder gewesen und jeder geregelten Tätigkeit entfremdet und abhold.

Mit Müller, der jetzt in bescheidener Stellung vor ihm stand, hatte der Dekonomierat keine Laßt gehabt. Der Mann war schon fast Jahren in der Kolonie, fügte sich von Anfang an willig in die Sausordnung und führte schweigend Tag für Tag die ihm zugewiesene Arbeit aus.

Ueber sein Vorleben wußte man nur, daß er früher ein wohlhabender Landwirt war, aber

sein, der Saal lag in tiefem Dunkel, nur durch das schmale Fenster meines Alkovens fiel noch ein Strahl. Licht machen, der Sache auf Grund gehen, war mein Gedanke, und ich sprang auf.

Der padie mich ein Grauen. Am Ende des Saales, mit gerade gegenüber, stand eine weiße Gestalt, verschwommen, aber doch deutlich aus dem Dunkel hervorstechend.

Eine Halluzination? — Ich schloß die Augen. Öffnete ich sie wieder, mußte sie ja vorüber sein.

Nein! Das weiße Etwas stand noch auf einem Platze.

Was in mir vorging, ist nicht leicht zu beschreiben. Es rieselte mir kalt über den Rücken. Das war Angst, unlegbar, — aber zugleich fühlte ich eine Wut in mir aufsteigen. — Wut? Auf was? Auf das Ding da, das doch kein Ding sein konnte? — Auf mich selber, der es doch für ein Wackliches halten mußte?

„Wer da?“ schrie ich. „Antworte, oder ich schieße!“ — Die Gestalt blieb unbeweglich! — Mit unsicherer Hand griff ich nach der Pistole auf dem Nachtschisch. Da war es mir, als mache die Erscheinung auch eine Bewegung auf mich zu.

Sah unwillkürlich schloß ich die Augen wieder und schloß in das Dunkel hinein.

Dem scharfen Knall erfolgte ein irdredliches Raschen und Klirren und ein schwerer, dumpfer Fall.

Ich blickte auf. — Der Mond war ganz verschwunden, tiefe Nacht rings um mich herum.

Die Pistole entfiel meiner Hand, die sich in die Bettgardine einkrampte. — Wie lange ich so dagesanden haben mochte, weiß ich nicht, ein starkes Raschen schreute mich auf, eine Stimme — es war die Werners: „Was ist geschehen? Haben Sie geschossen? So machen Sie doch auf!“

„Gleich!“ Aber ich konnte die Streichhölzer nicht finden, man hatte sie wohl in der Eile vergessen, ich tastete mich im Dunkel zur Tür und öffnete. Nun kam Licht in die Sache, und der Spuk fand seine für mich beschämende Aufklärung.

Ich hatte auf mein Spiegelbild geschossen und den Spiegel zertrümmert.

Ganz natürlich! Der Saal war dunkel, ich, am anderen Ende vom Mondstrahl getroffen, war die weiße Gestalt gewesen, die das stock-fleddige, alte Glas undeutlich wiedergegeben hatte.

Ich war der blamierteste Europäer und hätte in diesem Augenblick wirklich lieber gewünscht, mit wäre, wie weiland Prinz Hamlet, ein ehliches Gespenst begegnet.

Wenden bemerkte: auch das unheimliche Raschen und Rascheln erklärte sich, als mit einmal von einer Bergwanderung nachts heimkehrten. Die Zweige der hohen Bäume scheuerten sich im Nachtwind an den mit rauhem Fels bedeckten Mauern.

Ich hatte wenigstens die Genugthuung, daß mir Werner nie mehr seine Spukgeschichten auf-tischte.

durch Spiel und Trunk und leichtsinniges Leben, nur durch das schmale Fenster meines Alkovens fiel noch ein Strahl. Licht machen, der Sache auf Grund gehen, war mein Gedanke, und ich sprang auf.

Der padie mich ein Grauen. Am Ende des Saales, mit gerade gegenüber, stand eine weiße Gestalt, verschwommen, aber doch deutlich aus dem Dunkel hervorstechend.

Eine Halluzination? — Ich schloß die Augen. Öffnete ich sie wieder, mußte sie ja vorüber sein.

Nein! Das weiße Etwas stand noch auf einem Platze.

Was in mir vorging, ist nicht leicht zu beschreiben. Es rieselte mir kalt über den Rücken. Das war Angst, unlegbar, — aber zugleich fühlte ich eine Wut in mir aufsteigen. — Wut? Auf was? Auf das Ding da, das doch kein Ding sein konnte? — Auf mich selber, der es doch für ein Wackliches halten mußte?

„Wer da?“ schrie ich. „Antworte, oder ich schieße!“ — Die Gestalt blieb unbeweglich! — Mit unsicherer Hand griff ich nach der Pistole auf dem Nachtschisch. Da war es mir, als mache die Erscheinung auch eine Bewegung auf mich zu.

Sah unwillkürlich schloß ich die Augen wieder und schloß in das Dunkel hinein.

Dem scharfen Knall erfolgte ein irdredliches Raschen und Klirren und ein schwerer, dumpfer Fall.

Ich blickte auf. — Der Mond war ganz verschwunden, tiefe Nacht rings um mich herum.

Die Pistole entfiel meiner Hand, die sich in die Bettgardine einkrampte. — Wie lange ich so dagesanden haben mochte, weiß ich nicht, ein starkes Raschen schreute mich auf, eine Stimme — es war die Werners: „Was ist geschehen? Haben Sie geschossen? So machen Sie doch auf!“

„Gleich!“ Aber ich konnte die Streichhölzer nicht finden, man hatte sie wohl in der Eile vergessen, ich tastete mich im Dunkel zur Tür und öffnete. Nun kam Licht in die Sache, und der Spuk fand seine für mich beschämende Aufklärung.

Ich hatte auf mein Spiegelbild geschossen und den Spiegel zertrümmert.

Ganz natürlich! Der Saal war dunkel, ich, am anderen Ende vom Mondstrahl getroffen, war die weiße Gestalt gewesen, die das stock-fleddige, alte Glas undeutlich wiedergegeben hatte.

Ich war der blamierteste Europäer und hätte in diesem Augenblick wirklich lieber gewünscht, mit wäre, wie weiland Prinz Hamlet, ein ehliches Gespenst begegnet.

Wenden bemerkte: auch das unheimliche Raschen und Rascheln erklärte sich, als mit einmal von einer Bergwanderung nachts heimkehrten. Die Zweige der hohen Bäume scheuerten sich im Nachtwind an den mit rauhem Fels bedeckten Mauern.

Ich hatte wenigstens die Genugthuung, daß mir Werner nie mehr seine Spukgeschichten auf-tischte.

ter werden durch das Auftauchen eines Vaters, dessen er sich hätte schämen müssen.

Still schob er das Bild wieder in die Brief-tasche und begab sich müden Schrittes als Nachzügler an den Tisch.

Der Dekonomierat Gustav Rothbart aber zerbrach sich den Kopf, so oft er den alten Müller still und emsig seiner Arbeit nachgehen sah, weswegen wohl dieser Mann so hartnäckig den Aufstiege in ein neues, angenehmeres Leben ablehnte.

Er hat den Grund nie erfahren.

Das Boot

Schizze von Paulrichard Henkel.

„Warum fahren Sie nicht nach dem Süden?“

„Tragte Paul Jller und legte sorgsam die jungen Frau den Mantel um die Schultern. „Ich weiß einen kleinen Ort bei Genua, da haben Sie Sonne und Stille — und Sie brauchen nicht allein zu sein.“

Agathe Troll lächelte ein wenig müde. Sie verstand das Unausgesprochene, das sich hinter diesen Worten verbarg, begriff das Leichtfertige der Gedanken dieses Mannes, der seit den Tagen ihrer Ankunft hier beharrlich um sie warb und in die eine andere dachte: Was hat eine Frau zu verlieren, wenn der Arzt ihr nur noch wenige Jahre gegeben hat? Wußte sie nicht mit jedem Tag noch zu gewinnen suchen?

„Nur Sonne macht nicht immer froh,“ sagte sie mit ihrer ruhigen, gleichmäßig freundlichen Stimme. „Wenn man sie gern hat und sie geht unter — was man ja nicht hindern kann — wird man traurig. Es ist nicht immer gut, alles zu tun, was wir wünschen.“

„Das Leben ist so kurz.“ Die Worte waren Jller kaum entküpft, als ihm schon bewußt wurde, wie roh sie gerade dieser Frau gegenüber waren. Aber das schlechte Wetter, der Sturm jeden Tag — und auch das Zusammen-sein mit Agathe Troll hatten ihn nerods gemacht. Eine innere Unruhe trieb ihn, aus den grauen Regentagen heraus in ein Abenteuer, ein Erlebnis zu fliehen. Denn der Sommer war bald zu Ende.

Er sah mit der jungen Frau auf der glasse-gelbten Terrasse einer kleinen Seebadpension, die außer ihm und der Frau, die ihrem kranken Herzen Erholung und eine Gnadenfrist zu gewinnen suchte, keine Gäste mehr beherbergte. Vor ihren Füßen lagen der menschenleere Strand und das Meer, das vom Sturm aufgewühlt in hohen Wellen gegen Sand und Bü-nen jagte. Ein paar Fischerboote gerieten ruckweise mit ihren Ketten an den Pfosten der Stäbe und wurden auf- und nieder geworfen. Es war ein Wetter, an dem niemand den Kopf ins Freie steckte. Nur die beiden Menschen auf der Terrasse war das Lieberfließen der Wellen, das Jagen der Wolken, dieses vielstimmige Konzert entfesselter Natur ein erregendes Schauspiel, dem sie fast wie neugierige Kinder zuschauten. Und jetzt sahen sie, wie sich eins der Boote von seinem Pfosten löste und auf den Wellen zu tanzen anfing, einem jungen Tiere gleich, das heimlich ins Freie geschlüpft ist, un-gewiß des Weges. Es trieb mit jeder zurück-tretenden Welle weiter hinaus, scheinbar froh seiner Freiheit. Aber während man schon glauben konnte, daß es im Endlosen verschwinden würde, blieb es plötzlich an dem Gestir der Pfähle hängen, welche die Fischer weit draußen für ihre Netze eingerammt hatten. Mochte es sich mit der Kette in einem Netz verfangen haben oder anderswie gehemmt sein — sein Weg war schon zu Ende, es konnte nicht mehr weiter — aber auch von niemandem zurückgeholt werden. Vielleicht war es schon in kurzer Zeit voll Wasser geschlagen.

Da sah Agathe Troll den Mann heimlich von der Seite an. „Vielleicht denken Sie jetzt das-selbe wie ich,“ sagte sie. „Nicht wahr, das kleine Boot war töricht? Es hatte geglaubt, ins Freie, Unendliche hinaus tanzen zu können aber mitten auf dem Wege mußte es schon halt machen. Es hat nichts zurück gelassen und nichts vor sich, und niemand kümmert sich darum. Und weil es schon krank und lech war wird es nun noch schneller untergehen, als ihm sonst sein Schicksal vorgezeichnet hätte. Und mehr vielleicht morgen, einer Raune folgend, mit dem Boot hinausfahren wollte, heute heute nicht den Mut, es zurück zu holen.“

Jller wandte den Blick von den ersten Augen der Frau ab. Er wußte, was sie mit diesen Worten sagen wollte. War es denn bei ihm mehr als eine Raune gewesen, daß er mit dieser Frau reifen und leben wollte, einen Sommer lang und hatte er sich Gedanken darüber gemacht, ob sie selbst Glück oder Leid dadurch erfahren könnte? Nein, Agathe Troll war eine hübsche, besonnene Frau und vielleicht schon je-der ihrer Wünsche zu still geworden —

Nur ein Baum

Schizze von Eilhard Erich Pauls.

Frau Detta Knieps auf Aniephof, ja, sie war eine gewaltige Frau. Man sollte wohl meinen, daß Jho Knieps alt genug wäre, den Bauer selber zu spielen. Aber Frau Detta behielt das Regiment. Ja, das ganze Kirchspiel schmur darauf, Frau Detta Knieps hätte noch stets ihren Willen durchgesetzt.

„Also, Jho, nun ist es Zeit, daß eine junge Frau auf den Hof kommt.“

„Du, Mutter, aufs Allenteil!“ lachte ihr Sohn unbekümmert.

„Nicht, Jungs!“ antwortete Frau Detta. „Die Rea Jockena ist von guten Eltern und bringt eine große Truhe mit.“

Da hatte Jho Knieps eine Antwort, auf die seine Mutter doch nicht gefaßt war. „Soll ich einen einzelnen Baum in meinen Garten pflanzen statt des ganzen Waldes, den ich habe?“ Aber nach dieser Antwort verließ er lieber die Dünge und machte sich draußen zu schaffen.

„Soll!“ sagte Frau Detta, als sie alles registriert hatte, aber da war sie allein mit sich selber. „Es ist höchste Zeit, und meinen Willen habe ich noch immer bekommen.“

Es war wirklich höchste Zeit. Wenn der Junge rechtzeitig Herr seines ansehnlichen Erbes gemorden wäre, hätte er vielleicht nicht mit so ausnehmendem Erfolge die Schürzenjagd betrieben. Nun gehörte ihm der ganze Wald, Jung und Laub, reich und stark, ohne un-übergrößer Bescheidenheit beschränkt zu sein — es glückte ihm überall, wo er anbandelte. Aber der Rea Jockena, der ging er von nun an ängstlich aus dem Wege.

Man weiß nicht, ob Frau Detta etwas unternommen hatte, um ihren Willen durchzusetzen. Jho ging der Rea aus dem Wege. Lieber- all jedoch blinzelte er quer nach dem Mädchen, diesem einzigen Baum, und mo er sicher war, blickte er Rea nach. Und je häufiger er es tat, um so länger. Er mußte nun ja leben, daß dieses Mädchen nicht zu verachten war. Freilich lockte der ganze Wald, Schatten und Behaglichkeit, Dämmerung in seinem Unterholz und Geheimnis, Unruhe in seinen Wipfeln und warme Erregung. Aber warum sollte man den einen Baum stehen lassen? Wie wäre's, wenn man auch ihn in den ganzen Wald versetzte? Dieses Mädchen schritt mit schwerer Ruhe vor seinen Augen. Dieser Baum bußte nach herbem Herz und ließ von reichen Blüten. Und warum sollten dieses einen Baumes Früchte nicht schmecken? Dennoch ärgerte der Juchs zu schnappen, er fürchtete eine Falle. Er glaubte freilich nicht daran. Wer sollte sie gestellt haben? Jhn lockte der Rea, er lungerte um den Bissen. Aber er wagte nicht zuzupacken. Es wurde ein schlichtes Werben.

Da kam Rea von der Koppel. Die Blüte Wiltz trug sie auf dem Kopfe. Die nackten Arme stemmte sie in die Seiten. Solch ein Tragen machte einen stolzen Mädchenleib. Jeder Muskel war gestrafft, die Gestalt gerade und in sich geschlossen zugleich. Das schräge Blin-zeln des Jungs wurde ein erlautes Schauen. Es kam ein Glanz in seine Augen, und es rann ein Feuer durch seine Wern. Wehren konnte sich Rea nicht. Sie trug die offene Blüte auf dem Kopfe, und die Wiltz durfte nicht verschüttet werden. Also küßte er das Mädchen. Es konnte sich nicht wehren. Nur die Augen blinzelten feucht. Aber diese Augen trugen die Schuld daran, daß der Wader den ganzen Abend um den Jockenhof strich und sich schließlich das Räubchen holte.